

Mitfreude statt Neid – etwas Neues bricht ein in die alte Welt

Predigt zum 25. Sonntag i. J. Lj. A: Jes 55,6-9; Phil 1,20ad-24.27a; Mt 20,1-16

„So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch erhaben sind meine Wege über eure Wege und meine Gedanken über eure Gedanken.“ Dieses berühmte Zitat gehört vielleicht zu den wichtigsten Versen aus dem Buch des Propheten Jesaja. Wie gut wäre, es würde sich tief einprägen in unser Bewusstsein und besonders in unser Herz! So manches in unserem Leben und im Leben anderer, gerade auch nahestehender Menschen, begreifen wir nicht, wollen es vielleicht auch gar nicht begreifen; es lässt uns hadern und an Gott irre werden, besonders wenn es sich um Heimsuchungen wie Krankheit, Schicksalsschläge, Unrecht, Katastrophen, etc. handelt. Wie kann der gute Gott all das zulassen? Mir oder anderen so etwas zumuten? Das sind Fragen, die sich Menschen oft stellen. In der Tat – der unbegreifliche Gott handelt oft unbegreiflich. Das tief eingeprägte Wissen darum kann uns aber helfen, dennoch so zu beten: *Herr, ich verstehe nicht deine Gedanken, nicht deine Wege, ich verstehe dich nicht – und dennoch vertraue ich, dass du alles zum Guten führen kannst.*

Ein Beispiel für die zitierten Verse aus der ersten Lesung ist das Gleichnis, das wir soeben im Evangelium gehört haben. Die Geschichte, die Jesus hier erzählt, ist auf den ersten Blick einfach unmöglich. Sie ist ungerecht, empörend und kann einen eigentlich nur zornig machen. Stellen wir uns vor, ein Gewerkschaftler wäre Zeuge der ganzen Angelegenheit gewesen – es hätte ihm in der Tat die Zornesröte ins Gesicht getrieben: gleicher Lohn für gleiche Arbeit, ungleicher Lohn für ungleiche Arbeit – alles andere ist von Übel und des Teufels, so denkt doch jeder rechtschaffene Mensch! Was hat sich Jesus eigentlich dabei gedacht, sich diese irrsinnige Geschichte auszudenken?

Nun, schauen wir etwas genauer, vielleicht lichten sich ja dann doch die Nebel. Zunächst beschreibt Jesus sehr realistisch die wirtschaftlichen Zustände seiner Zeit. Eigentlich war die Zeit der Weinlese in Israel, wie sie an manchen Stellen des Alten Testaments beschrieben wird, eine Festzeit, eine Freudenzeit. Der freie Bauer, der freie Winzer erntete den Lohn seiner monatelangen Arbeit auf seinem eigenen kleinen Besitz: Weintrauben, Saft und später den Wein, „*der das Herz des Menschen erfreut*“ (Ps 104,15) (zumindest wenn er maßvoll genossen wird). Diesen freien Mann, der von seinem Besitz leben konnte, gab es im Israel der Zeit Jesu kaum mehr. Es gab die kleine Zahl der Großgrundbesitzer sowie die große Masse der Tagelöhner. Diese mussten froh sein, wenn sie jemanden fanden, der sie, in der Regel für einen Tag, anheuerte. Der übliche Lohn war ein Denar, der zur Ernährung einer Familie für einen Tag ausreichte. Fand der Tagelöhner keine Arbeit, musste die Familie darben.

Jesu Gleichnis spiegelt also sehr realistisch die Verhältnisse dieser Zeit, der ausgemachte Lohn ist der übliche Tarif, die Arbeiter sind also weder über- noch unterbezahlt.

Bemerkenswert ist, dass der Gutsbesitzer sich mehrmals, insgesamt fünfmal, die Mühe macht, persönlich zum Marktplatz zu gehen, um Leute, die unbedingt Arbeit brauchen, anzuwerben. Er scheint also durchaus ein Menschenfreund zu sein.

Bis hierher bewegt sich alles in üblichen Bahnen. Doch bei der Auszahlung des Lohnes kommt es, wie ver-
nommen, zum Eklat. Wer von uns würde nicht dem Protest derer, die den ganzen Tag gearbeitet hatten, zu-
stimmen und auf die Barrikaden gehen? Das Dumme ist nur: es beeindruckt den Gutsherrn keine Spur, er
bleibt „cool“. Denn wer könnte ihm widersprechen mit seiner Aussage, dass er niemandem Unrecht getan hat.
Auf Heller und Pfennig zahlt er den vereinbarten Lohn aus. Was soll daran ungerecht sein? Das aber, was ihn
auszeichnet, ist seine weit über die Gerechtigkeit hinausgehende *Güte*. Denn offensichtlich geht es dem Guts-
herrn des Gleichnisses Jesu nicht ums Geld, weil er ja draufzahlt, indem er den Lohn nicht entsprechend der
Wenigerarbeit herunterrechnet, sondern den später Angeworbenen mehr zahlt, als er müsste. Und so zeigt er
sich nochmals als Menschenfreund. Er hat ein Herz für die Arbeiter und ihre Familien. Er hat ein Herz für
jeden Einzelnen. Keiner soll hungern müssen, weil er zu wenig hat. Er gibt ihnen das, was sie wirklich brau-
chen.

An dieser Stelle könnte man nun folgendes einwenden: Wenn es ihm nicht ums Geld geht, dann hätte er doch
den Arbeitern der 11. Stunde einen Denar geben, also weit über „Tarif“ bezahlen, den anderen aber entspre-
chend mehr geben können. Hier stoßen wir auf ein zweites Thema des Gleichnisses. Jesus hatte mit einer
Frage geendet: „*Ist dein Auge böse, weil ich gut bin?*“ Welch ein treffendes Wort. Unser Auge, mit dem wir

auf andere schauen, kann böse werden. Wie? Indem wir uns, wie die Arbeiter des Gleichnisses, ständig mit anderen vergleichen und neidisch sind, weil diese etwas haben, was ich nicht habe, aber gerne hätte. Wer von uns kennt das nicht? Wie aber kann mein Auge gut werden?

Wie an so manchen Stellen des Neuen Testaments, so bleibt auch hier die Frage offen. Denn die Antwort kann nur der Zuhörer damals und der Zuhörer heute geben. Um zwei Möglichkeiten einer Antwort zu zeigen, vor allem aber, um zu beantworten, wie unser Auge gut werden kann, will ich die Geschichte einmal weiterspinnen:

Der Gutsbesitzer ist gegangen, die Arbeiter sind unter sich, Streit bricht aus zwischen denen, die sich ungerecht behandelt fühlen und denen der 11. Stunde. Kurz bevor es zu Handgreiflichkeiten kommt, erhebt einer die Stimme, bittet um Ruhe und macht folgenden Vorschlag: *Was der Gutsbesitzer gemacht hat, ist ungerecht und falsch. Wir korrigieren das, indem wir das ganze Geld einsammeln und genau berechnen, was jedem zusteht: die, die am längsten gearbeitet haben, bekommen das meiste; auch die Arbeiter der 3. Stunde erhalten mehr als einen Denar; alle anderen bekommen entsprechend ihrer Arbeitszeit weniger als einen Denar.* Die Arbeiter des Vormittags sind einverstanden, aber natürlich nicht die anderen. Da sie aber merken, dass man sie sonst mit Gewalt zwingen wird, willigen sie schließlich zähneknirschend ein. So wird's gemacht, am Ende ist die Gerechtigkeit wiederhergestellt. Die, die mehr bekommen haben, gehen triumphierend heim; die, die vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben eine solche Güte erfahren haben, treten ernüchtert und enttäuscht den Heimweg an.

Man kann sich aber auch folgenden Ausgang denken: Nach dem Weggang des Gutsbesitzers murren die einen weiter, aber dann hört man einen von ihnen sagen: *Ja, das war für uns alle ganz schön überraschend, wie unser Herr da gehandelt hat. Aber nachdem keiner weniger bekommen hat, als ihm zusteht, sollen wir da nicht einfach zufrieden sein mit dem Erhaltenen und uns mitfreuen mit denen, die zumindest für den morgigen Tag genug für sich und ihre Familien haben? Ist das nicht eher ein Anlass, ein kleines Fest zu feiern, um uns miteinander über so viel Güte zu freuen?*

Wenn ich frage, welche Version einer Fortsetzung des Gleichnisses die schönere, frohmachendere, erfüllendere ist, würden wir wohl alle dieselbe Antwort geben: es ist die, in der es mehr als nur gerecht, sondern gerecht *und* gütig zugeht. Das Gleichnis zeigt, dass mitten in unserer Welt eine andere, eine neue Welt möglich ist und beginnen kann. Jesus nennt diese neue und andere Welt, die er uns nahebringen möchte, *Reich Gottes*, das überall dort hereinbricht, wo Menschen nach dem Evangelium leben und z.B. Neid in *Mitfreude* verwandelt wird.

Ein letzter Gedanke: Eine wichtige Frage wird sein, was am nächsten Tag geschieht. Werden die, die so unverhofft Großzügigkeit und Güte erfahren haben, denken: *Wunderbar! Dann schlafe ich aus, tue, was mir Spaß macht und lasse mich auch morgen wieder erst zur 11. Stunde anheuern? Denn sicher bekomme ich dann wieder einen ganzen Denar.* Eine solche Haltung würde die Güte des Gutsbesitzers ausnützen und zu einer Strategie der „billigen Gnade“ (Dietrich Bonhoeffer) pervertieren. Damit wäre auch das Gleichnis um seinen Sinn gebracht. Denn Gottes Gnade und Güte will ja nicht Egoismus fördern, sondern uns verwandeln, so dass auch wir zu einem Abbild seiner Güte werden.

Folgendes können uns also die Texte dieses Sonntags mitgeben: Immer wieder erfahren wir die Unbegreiflichkeit Gottes. Doch diese zeigt sich nicht nur in den schweren Ereignissen des Lebens. Überraschen lassen dürfen wir uns auch immer wieder von Gottes überbordenden Güte und Menschenfreundlichkeit. Ihr dürfen wir bedingungslos vertrauen, denn sie wird am Ende alles zum Guten führen. Diese seine Güte will aber auch mich verwandeln und die Gemeinschaften, in denen wir leben: in der Familie, in der Gemeinde, in der Kirche. Dies ist der Beginn einer neuen Welt, der Beginn des Reiches Gottes.

Bodo Windolf